

Ulrich Bach

«Aber auf Dein Wort!»
Plädoyer für eine diakonische
Kirche

Wie soll ich für etwas plädieren, was es noch nie gab? Mit einem Plädoyer für ein Wolkenkuckucksheim wäre niemandem gedient. Im Gegenteil: Es könnte denjenigen zur Resignation veranlassen, der darum bemüht ist, in seiner konkreten Gemeinde wenigstens ein bißchen von dem erstehen zu lassen, was man «diakonisches Klima» nennen mag; er könnte entmutigt werden: Wenn *das* «diakonische Kirche» heißt – nein, das schaffe ich nie! Die Tragikomödie wäre komplett: durch mein «Plädoyer für eine diakonische Kirche» würde verhindert, daß hier und da mutige Schritte auf dem Weg zu einer diakonischen Kirche getan werden; noch deutlicher: Mein «Plädoyer für eine diakonische Kirche» würde diakonische Lebens-Keime ersticken. Das heißt aber: Wenn ein «Plädoyer für eine diakonische Kirche» nicht das Gegenteil des Angestrebten erreichen will, müssen wir ernster als die «diakonische Kirche» selbst alles das nehmen, was es unter uns an Schritten gibt in Richtung auf eine diakonische Kirche.

Denn wovon reden wir, wenn wir von der diakonischen Kirche reden? Schneller ist zu sagen, wovon wir *nicht* reden. Wir reden nicht von einer Kirche, die zur «diakonischen Kirche» würde durch intensive Anstrengung und enspre-

chende Organisation. Durch unsere Bemühungen könnten wir gewiß die sogenannte «Diakonie der Kirche» ausbauen und erweitern: Keine Gemeinde, in der es nicht mindestens ein Altenheim oder eine Sonderschule oder eine Drogenberatungsstelle gäbe. Dagegen ist nichts einzuwenden. Nur: «diakonische Kirche» ist etwas anderes; nämlich nicht eine Kirche, die eine wohlorganisierte Diakonie «hat» (Diakonie wäre damit ein Sektor der Kirche), sondern eine Kirche, deren Grund-Struktur-Element die Diakonie bildet, eine Kirche also, die in allem Reden, Tun und Organisieren prinzipiell diakonisch «ist» (Diakonie ist dann eine – oder gar die wesentliche – Dimension der Kirche). Wir *haben* manches erreicht: Daß wir zum Beispiel in allen deutsch-sprachigen Gemeinden den gleichen Vaterunser-Text sprechen. Wir *könnten* manches erreichen: Daß wir «singende Kirche» werden; etwa dadurch, daß in jeder Gemeinde ein Kantor eingestellt wird, daß es keinen Gottesdienst und keine kirchliche Unterrichts-Stunde ohne Lied gibt. Anderes aber können wir bis zum Jüngsten Tag nicht erreichen: Daß wir eine Kirche der Heiligen werden, in der es keine Sünde mehr gibt und auch keine Spuren von Unglaube und Zweifel; ebensowenig können wir erreichen, daß wir eine diakonische Kirche werden, in der es nichts Undiakonisches mehr gibt.

Nocht einmal: Wovon reden wir, wenn wir von der diakonischen Kirche reden? Es kann jetzt nicht darum gehen, eine Definition zu liefern: Ein paar Grundbestandteile aber lassen sich nennen:

a) Diakonische Kirche wäre eine «Kirche der Geringsten». So wichtig es ist, daß wir uns den Notleidenden zuwenden, grundlegend wichtig ist zu akzeptieren, daß Jesus seiner Jüngerschar die Rolle der Geringsten zuweist: Er nennt sie seine geringsten Brüder (Mt 25,31 ff)¹; er fordert sie auf, alles Herrschen (wie es in der Welt üblich ist) dranzugeben; stattdessen soll ein Christ «aller Knecht» sein (Mk 10,44). Die Fußwaschung (Joh 13,44 ff) sollte nicht ein einmaliger Akt, sondern ein «Beispiel» sein (Vers 15): Die Art, in der Jesus da mit seinen Jüngern umging, soll die Art sein, in der wir miteinander umgehen.

b) Diakonische Kirche wäre eine Kirche des ersten Gebotes: Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und ihm vertrauen (M. Luther in seinem Kleinen Katechismus). Zur Kenntnis zu nehmen sind von hier aus unsere gottlosen Bindungen: Wir sind oft nicht «Knechte» unserer

Mitmenschen (s. o.), sondern Sklaven irgendwelcher Normen und Ideale «Hauptsache gesund», haben wir schon alle so oder ähnlich gesagt und gedacht, auch wenn wir nicht immer so konsequent sind wie der junge Mann, der mir vor über 30 Jahren sagte (ich war Student und saß seit ca. anderthalb Jahren im Rollstuhl): An Ihrer Stelle hätte ich schon längst Schluß gemacht. Und es gibt noch andere «Hauptsachen» erster und zweiter Ordnung (Leistung, intakte Familie, Bildung, Vermögen, Nicht-Vorbestraft-Sein...), die uns daran hindern, Gott «über alle Dinge» zu lieben. «Meine Gnade ist genug für dich», bekam Paulus zu hören (2 Kor 12,9). Oft scheint sie uns *nicht* genug zu sein. Wir wollen Gnade *und* Erfolg, Gnade *und* Angesehen-sein-bei-den-Leuten, Gnade *und* nichtbehinderte Kinder; wir wollen sogar, daß Gottes Gnade gerade darin besteht, uns Erfolg, Ansehen und anderes zu schenken. (Solches Denken gefährdet die Einheit der Kirche; denn so wird jeder, der weniger Erfolg hat oder dessen Kind behindert ist, ein Mensch, der offenkundig weniger unter der Gnade Gottes steht.) «Ich» will der Herr sein, und Gott soll sich endlich danach richten. «Der Mensch kann von Natur aus nicht wollen, daß Gott Gott ist; er möchte vielmehr, daß *er* Gott und Gott nicht Gott ist» (Martin Luther, 1517: Disput gegen die scholastische Theologie, These 17): *Da* liegt die Wurzel dafür, daß wir uns – auch mit theologischem Vokabular – einteilen in Menschen höherer und geringerer Qualität.

Theologisches Nachdenken in Richtung «diakonische Kirche» muß sich daher eindeutig als Befreiungs-Theologie verstehen: Die uns allen immer neu wichtigen Alternativen gesund/krank, gefangen/frei, westlich/östlich, behindert/nichtbehindert, dynamischer End-Vierziger/verwirrter Greis (und was immer hier aufzulisten wäre) sind zu demaskieren als versklavende Götzen. Je nachdem, auf welcher Seite wir uns befinden, sind diese Alternativen uns sogar kostbar; oft merken wir es nicht, wie sie uns ruinieren. Die Bindung an den Gott des ersten Gebotes (vgl. Ex 20,1: «der ich dich ... aus der Knechtschaft geführt habe»), der sich uns zusagt als Gott für uns und der uns beruft in seinen ewigen Bund, ist demgegenüber anzusagen als der einzige Weg in die Freiheit, in die «Freiheit der Kinder Gottes».

c) Diakonische Kirche wäre eine Kirche, die sich als Leib Christi versteht: Wir sind sehr unterschiedliche Glieder und Organe; damit sind

aber absolut keine besonderen Ansprüche gegeben: Jeder ist an seinem Ort wichtig, so wichtig, wie die anderen an ihrem Ort. Das heißt sofort zweierlei: Wir sind nicht für uns selber da, sondern für das Ganze (hier werden wir gefordert; das tut uns gut: wir werden wichtig genommen, wir sind nötig für andere); und andererseits: Wir sind nicht auf uns selbst gestellt, die anderen sind nötig für uns (das hören wir weniger gern; denn «Selbständigkeit» ist der Name eines weiteren Götzen, der uns in seinen Klauen hält). Paulus behauptet, der Satz: «ich bedarf dein nicht» (1 Kor 12,21), sei ein gottloser Satz, der dem «Leib Christi» völlig unangemessen ist. – Gibt es unter uns Christen-Menschen nicht einen fromm scheinenden, aber gänzlich unbiblischen Elite-Wahn, der uns einhustet, wir müßten immer «im Dienst» sein, jede Pause (auch jeder «Sabbat»), jedes «Das-kann-ich-nicht» und alles «Kannst-du-mir-da-mal-helfen?» widerspreche angeblich dem Auftrag, mit dem Jesus uns betraute? Warum sträuben wir uns dagegen: Jeder ist Teil des Leibes, er muß nicht alles allein können – *das* ist unsere Bestimmung?

c) Diakonische Kirche wäre eine Kirche, in der die Unterschiede zwischen uns nicht vertuscht werden, aber ihnen wird jede trennende Funktion verwehrt: «Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Knecht noch Freier, hier ist nicht Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal *einer* in Christus Jesus» (Gal 3,28). Natürlich gibt es unter uns «Juden und Griechen» – ja und?, wir gehören zusammen. Natürlich gibt es unter uns Frauen und Männer – ja und?, wir gehören zusammen. Natürlich gibt es unter uns Behinderte und Nichtbehinderte – ja und?, wir gehören zusammen². Uns aber ist oft gerade wichtig, *nicht* mit «denen da» zusammenzugehören.

In unserem Volmarsteiner Berufs-Bildungswerk erzählte ein recht leicht behinderter Jugendlicher, wie sie mit einer Gruppe von Behinderten zum Einkaufen in die benachbarte Großstadt Hagen gefahren sind. «Da haben die Leute sich blöd nach uns umgeschaut.» Und schon ging das Schimpfen los über die Gesellschaft, die so starke Vorbehalte gegen unsereinen hat. Ich sage: Wenn Sie allein durch Hagen gehen, schaut sich niemand nach Ihnen um? – Nein. – Und jetzt hat Sie geärgert, daß man sich nach Rollstuhlfahrern umschaute. – Natürlich, was sonst? – Naja, es *könnte* ja auch sein, daß es *Ihnen* wehgetan hat, auf einmal zu solchen Menschen dazuzugehören,

nach denen man sich blöd umschaute. – Ach so; ja, schon; natürlich; ja bestimmt. – Das war es. Er wollte nicht verwechselt werden. Das gehörte zu dem Bild, das er von sich hatte: Ich bin zwar behindert, aber bei mir sieht man's kaum, nach mir schaut man sich nicht um – so einer bin ich *nicht*. Und dann war er auf einmal doch «so einer». Wem von uns ginge das nicht gegen die Ehre?

Was «diakonische Kirche» sein müßte, habe ich jetzt nicht definiert. Die spärlichen Andeutungen genügen trotzdem als Stütze für die Behauptung: Die diakonische Kirche werden wir nie «packen», «erreichen», «machen» können. Warum nicht, Die Antwort klingt fast trivial: Wir sind Menschen. Solange wir Menschen in dieser Welt sind, werden wir (s. o.) das Nicht-Heilige nicht los: die Sünde und den Zweifel; und eben auch nicht das Undiakonische: den Dünkel, unser sich selbst inthronisierendes Ich. Mag sein, dieses nicht nur zu wissen (als Information), sondern gelernt zu haben (durch Erfahrung), ist ein erster wichtiger Schritt auf dem Weg unserer Befreiung.

e) Gelernt habe ich das unter anderem bei schwer geistig-behinderten Menschen und bei deren Eltern bzw. Pflégern. Wie soll in diesem Bereich *nicht* geherrscht werden? Der Begleiter des Behinderten hat ständig wichtige Dinge zu entscheiden, an der Stelle des anderen zu entscheiden, an der Stelle des anderen zu entscheiden. Mag der sagen (oder zeigen) können: er hat Zahnschmerzen; aber mit einem Vortrag über «freie Arztwahl» ist er überfordert; ein anderer muß entscheiden, welcher Zahnarzt aufgesucht wird. Von morgens bis abends sind viele Entscheidungen im gleichen Modell zu treffen. Und mag der Grundsatz noch so bewußt sein, daß wir unterscheiden müssen zwischen «potestas» (der Macht, die sich für die Lebens-Erhaltung und Lebens-Förderung anderer einsetzt) und «potentia» (der Macht, die sich zu eigenem Vorteil auf Kosten anderer austobt) – wer könnte in der Praxis (in *dieser* Praxis) die Grenze sauber ziehen? Wer behauptet, es sei möglich, mit geistig schwer behinderten Menschen zu leben und dabei alles (uns prinzipiell verwehrt) Herrschen zu vermeiden der hat schlicht keine Ahnung von einem großen und wichtigen Teil der «Basis» unserer Gesellschaft³.

f) Gelernt habe ich das zweitens bei Petrus. Als Jesus von seinem Leiden spricht (Mt 16,21), braust er auf: Das kann nicht Gottes Wille sein! In diesem Petrus erkenne ich mich wieder: Auch

ich will Gott anders (ich verstoße gegen das erste Gebot); ich wünsche einen Gott, der aus dem Leiden heraushilft, der sich selbst das Kreuz erspart und unsere Kreuze verhindert. Mir tut gut, daß Jesus in seinem Widerspruch bestätigt: Petrus hat «menschlich» gedacht und reagiert: Du denkst nicht, was göttlich ist, sondern was menschlich ist. Jesus meint also: Das ist typisch menschlich gedacht, Petrus, wenn du «Gott» und «Kreuz» nicht zusammen denken kannst. Ich höre für *mich* (da ich mich ja in Petrus wiederfand): Solange du Mensch bist, kann es nicht anders sein als so: du willst das Leid nicht und darum wünschst du Gott als Spezialisten für Leid-verhindernde Aktionen.

g) Gelernt habe ich das (drittens) auch bei Jesus, als ich ihm bei seinem Beten in Gethsemane «zuhörte» (Mt 26,39). Da sagt der Gottessohn: Ich will nicht ans Kreuz. Jesus sagt ja nicht: Ich will es, wenn du es wirklich willst. Jesus sagt zwar nicht (das wäre etwa die Petrus-Linie von Mt 16): Passe bitte deinen Willen meinem Empfinden von «gerecht» und «gut» an. Jesus sagt aber auch nicht (das wäre die Art der Stoiker: «Alles, was geschieht, will ich»): Passe meinen Willen deinem Willen an; Sorge bitte dafür, daß ich das wollen kann, was du für «gut» befindest. Nein, Jesus läßt es deutlich bei dem Gegensatz: «ich will«/»du willst«. Jesus ist so sehr Mensch, daß er das Kreuz nicht wollen kann; er ist so ehrlich, das offen zuzugeben; er ist so gehorsam (vgl. Phil 2,8), daß er bereit ist, den Weg zu gehen, den er nicht will: Setze deinen Willen gegen meinen Willen durch: Nicht wie ich will, sondern wie du willst. – Dieses Gebet Jesu ist mir wichtig bei meinem Nachdenken über diakonische Kirche.

Wenn diakonische Kirche «Kirche des ersten Gebotes» ist (s. o.), eine Kirche also, für die es nichts Wichtigeres gibt als Gott und seinen Willen und seinen Weg mit uns, und wenn andererseits selbst Jesus nicht wollen konnte, was Gott wollte, dann wird mir klar: «Diakonische Kirche» ist nicht eine Größe, die wir «im Grunde» doch alle wollen. Oh nein, diakonische Kirche hat zu tun mit: gegen seinen eigenen Willen sich einen Weg führen lassen; hat zu tun mit Buße, hat zu tun mit: Gott gegen uns selbst recht geben, zulassen also, daß Gott (nicht nur Sünde, Tod und Teufel, sondern) *uns* besiegt; hat zu tun mit Sterben, nicht mit dem Sterben ins Nichts, sondern mit dem Weizenkorn, das nur Frucht bringt, wenn es stirbt (Joh 12,24), mit dem

Sterben auf Hoffnung also; hat zu tun mit Verzicht: Verzicht darauf, Spitze des eigenen Lebens zu sein; Verzicht darauf, die Ergebnisse des eigenen Tuns und Erleidens vorprogrammieren zu können (das sterbende Weizenkorn kann die «Frucht» nicht wollen, nicht planen – und dennoch kommt sie); hat zu tun mit: sich Gott ganz ausliefern (Jesus konnte auf Golgatha nur sterben; Ostern konnte er nicht bezwecken, Ostern war nicht mehr seine Sache, *Gott machte* Ostern zu Jesu Sache).

Diakonische Kirche wird also nicht dadurch erreicht, daß wir, nur sensibel für unsere inneren Stimmen, das sich entfalten lassen, was in uns schlummert. Wenn das emporwächst, was in uns angelegt ist, dann wäre das bestenfalls ein imposanter sozialer Großkonzern (mit zahlreichen Posten- und Pöstchen-Inhabern), diakonische Kirche ist etwas anderes.

h) Gelernt habe ich das (viertens) bei einer Sonder-Pädagogin. Sie erzählte mir von ihrer Schulklasse, in der sie schwerst-mehrfach-behinderte Jugendliche unterrichtet. Gelernt werden kann da nicht Rechnen und Schreiben, sondern zum Beispiel: bewußtes Reagieren auf verschiedene Reize (runde/kantige, glatte/rauhe, weiche/harte Gegenstände), Körperbewegungen zu musikalischen Rhythmen und Ähnliches. Sie sagte, in ihrer Klasse werde wohl mehr gelacht als in einer «normalen» Schulklasse; und sie sagte weiter: Sie könne diese Arbeit nur tun, weil sie Kollegen hat, denen sie sagen kann: Mit Gerda war ich heute wieder so weit, daß mir die Frage kam, wäre es nicht doch für sie und uns alle besser, wenn sie nicht da wäre? Sie kann das sagen, ohne hören zu müssen: Und du willst eine Christin sein!, und du willst eine Sonder-Pädagogin sein...! Solange wir Menschen sind, kann es nicht anders sein als so, daß bestimmte Begegnungen in uns (auch in uns Christen) Euthanasie-Regungen wecken. Wer das nicht kennt, hat bisher nur einen spezifischen Ausschnitt seiner Mitmenschen kennengelernt – oder er hat sich selber noch nicht richtig kennengelernt.

Klar muß uns also sein: Die «diakonische Kirche» ist nicht ein Ziel, auf das wir zusteuern und eines Tages sagen könnten: Geschafft! Nein, dieses Ziel erreichen wir nie. Aber was heißt das? Ist «diakonische Kirche» dann ein Hirngespinnst wie «Schlaraffenland» und «heile Welt»: Es tut gut, in seinen Gedanken dort zwischendurch eine Art Kurz-Urlaub einzulegen; aber ehrlicherweise müßten wir sagen: Damit fliehen wir

vor unserer Realität, laßt uns besser gar nicht mehr davon reden!

Eingangs habe ich gesagt, diakonische Kirche habe es nie gegeben. Dabei bleibt es. Und trotzdem ist sie kein Hirngespinnst. Denn es gab, wenn auch keine diakonische Kirche, so doch einen diakonischen Menschen. Ohne den Menschen Jesus von Nazareth wäre die diakonische Kirche tatsächlich ein Wolkenkuckucksheim. Und ohne die Tatsache, daß dieser Jesus durch Gott zum Herrn über alles erhöht wurde, wären unsere Bemühungen in diese Richtung nur Donquichoterie.

Jesus war der diakonische Mensch. Er gab Gott die Ehre. Er war der einzige, der das erste Gebot hielt, der Gott total gegen sich recht gab. – Er, der Höchste, der Weltenschöpfer (ohne ihn ist nichts gemacht, was gemacht ist; Joh 1,3), wurde der Allerkleinste: er lag im Futtertrog (Lk 2), er war ärmer als Fuchs und Vogel (Lk 9,58). – Er kam nicht, um sich dienen zu lassen, sondern er diente, gab sein Leben zur Befreiung für die vielen (Mk 10,45 usw.). – Er sonderte sich nicht ab, sondern wurde uns zum Verwechseln ähnlich («und an Gebärden als ein Mensch erfunden...», Phil 2,7). Er hatte mit dem Abschaum der damaligen Gesellschaft so engen Kontakt, daß man ihm den Spitznamen gab «der Sünder Geselle» (Mt 11,19). Und in seiner Todesstunde konnte man ihn wirklich verwechseln: Da hängen jetzt drei Verbrecher an ihren Kreuzen. – Er fügte sich ein in die Gemeinschaft der Bedürftigen: Er half, wo er konnte; und er war nicht zu stolz, Hilfe auch zu erbitten⁴. So nannten Christen ihn: «das Haupt des Leibes» (Kol 1,18).

Dieser Jesus, dieser diakonische Mensch, ruft uns in seine Nachfolge. Wir können nicht erreichen, was er erreichte; aber wir sollen *auf seinem Weg* unterwegs sein; für die Nachfolge zählt nicht, wieviele Kilometer oder Millimeter wir «geschafft» haben, wichtig ist, auf welchem Weg wir unterwegs sind.

Und das andere soll wirklich gar nicht wichtig sein – unsere Stümperei, unser Stolpern, unser Scheitern? Es *mußte* uns wichtig sein, uns übermächtig verunsichern, wenn der Mensch Jesus *nicht* durch Gott zum Herrn über alles erhöht worden wäre. Wichtiger als unser Scheitern auf diesem Weg ist daher seine Gegenwart auf diesem Weg: Siehe, ich bin bei euch alle Tage... (Mt 28,20). Wir «können» diesen Weg nicht gehen, wie Petrus (Lk 5) keine Fische fangen «konnte»: «Aber auf dein Wort» (Lk 5,5) – Petrus fährt

doch los. Darum geht es: Daß wir «auf sein Wort» hin, mit dem er uns in die Nachfolge ruft, beginnen, dem diakonischen Menschen Jesus nachzufolgen, seiner Vergebung gewiß, und darauf vertrauend, daß der Gott, der die Welt aus dem Nichts erschuf, der Tote lebendig macht, auch die Kraft hat, unsere winzigen Versuche als kostbare Elemente einzufügen in seinen Bau.

«Aber auf dein Wort» – für eine Kirche, die aufbricht in die Richtung einer «diakonischen Kirche», kann nur dieses das Motto sein, das ständige Gebet, die gemeinsam eingeübte Grund-Haltung und ebenso die Grundlage alles Denkens, Redens und Handelns: «Aber auf dein Wort.»

Das heißt für unsere Theologie und Verkündigung, daß sie ohne jede Einschränkung einheitlich von allen Menschen redet: Wenn wir (als Beispiel) den Menschen ein gutes Geschöpf Gottes nennen, dann muß uns verboten sein, im Blick auf einen sehr schwer behinderten Menschen zu sagen, er sei «natürlich» «auch» «noch» «irgendwie» ein Geschöpf Gottes. Jeder Mensch ein so von Gott gewolltes und geschaffenes gutes Geschöpf – das «kann man» genau so wenig sagen, wie Petrus Fische fangen «konnte»; «aber auf dein Wort!» – Vor Jahren notierte ich mir den Satz eines Tagungs-Teilnehmers: Stufen gibt es nicht nur im Baulichen, sondern auch im Erbaulichen. Nötig also ist eine «ebenerdige» Theologie und Verkündigung⁵; gemeint ist nicht eine Sonder-Theologie oder Spezial-Verkündigung für Bedürftige, sondern eine biblische Theologie, und das heißt immer: eine Kleine-Leute-Theologie, zu der wir alle Zugang haben.

Was ist die Basis unserer Praxis, der Geist unseres Lebensstils, das «Wort», durch das unser Miteinander geprägt ist? Passen wir uns nicht viel

zu sehr dem an, was um uns herum gedacht und geredet und getan wird? «Aber auf dein Wort» – von hier aus müßte eine neue Praxis in unseren Gemeinden gewagt werden: eine Praxis, in der (wenigstens manchmal) die Letzten die Ersten sind; in der wir die «Größe» haben, klein sein zu können und die Belange eines Kindes so ernst zu nehmen wie den Sonntags-Gottesdienst; eine Praxis, in der «die Karriere nach unten»⁶ weder ein Witz ist noch eine höhere Formel, sondern erlebte Wirklichkeit (der in Anm. 6 genannte Aufsatz ist streckenweise ein *Bericht* über die «Nichtseßhaftenhilfe Münster»); eine Praxis, die sich versteht als «eine Gegenwelt gegen Fortschrittsgläubigkeit, Glücksanspruch, Leistungs-ideologie und Konsumzwang»⁷. Das alles «können» wir nicht – «aber auf dein Wort»!

Und damit machen wir uns lächerlich: denn so etwas tut «man» nicht; schließlich muß es «gewisse Grenzen» geben, wir können doch nicht unser Gesicht verlieren! Vermutlich stehen unsere Kirchen hier vor einer wichtigen Entscheidungsfrage: Haben wir Angst, unser Gesicht zu verlieren? Solange wir diese Angst haben, bewegen wir uns keinesfalls auf eine diakonische Kirche zu. Oder wissen wir, daß das «Gesicht» der Kirche immer nur in Gott festgemacht sein kann, daß es darum per definitionem nicht verlorengelangen kann? Lassen wir uns also (durch sein «Wort») zu der «herrlichen Freiheit der Kinder Gottes» (Röm 8,21) locken?

Die fertige Gestalt einer diakonischen Kirche zu erreichen, ist uns weder verheißen noch befohlen. Aber dem Ruf Jesu zu folgen, in Richtung auf die diakonische Kirche hin stümpernd und stolpernd unterwegs zu sein, dieser Prozess mit dem Namen «Aber-auf-dein-Wort» ist uns täglich neu aufgetragen.

¹ U. Bach, dem Traum entsagen, mehr als ein Mensch zu sein (1986) 73 ff.

² Zur «Na-und?-Haltung»: U. Bach, Boden unter den Füßen hat keiner (1980) 25 ff, 137 f.

³ Hierzu zitiere ich zwei Leiter großer Einrichtungen für geistigbehinderte Menschen: Johannes Klevinghaus: *Evang. Theol.*, 1950, S. 238: «Die Scheidewand zwischen Anvertrautsein und Preisgebensein ist hauchdünn. Diakonie und Macht liegen nahe beieinander. Selig, wer seinen Bruder findet, aber wehe, wer in Menschenhände fällt!» – Ferner Joachim Klieme: *Zur Orientierung*, 1985, Heft 3/4, S. 240: «Im Übrigen steckt in jeder Form der Betreuung, Erziehung

und Bildung Behinderter zwar eine zwischenmenschliche Zuwendung, aber eben auch eine zwischenmenschliche Anmaßung.»

⁴ Vgl. U. Bach, *Kraft in leeren Händen* (1983) 14–16, 57 f, 119; u. a.

⁵ Vgl. U. Bach, *Dem Traum entsagen...*, aaO., S. 113 ff.; auch: O. Fuchs: *Beiträge zur Körperbehinderten-Fürsorge* (Hg. Verb. kath. Einrichtungen für Körperbehinderte in Deutschland, Heft 40, 1985) 6 ff. passim.

⁶ So betitelte Ursula Adams einen Aufsatz: *Geist und Leben* 52 (1979) 201 ff.

⁷ R. Zerfaß: *Caritas* 1982, S. 26.

ULRICH BACH

1931 geboren. Schulbesuch in Bochum und (während des Krieges) in Frankfurt a. M. und Bad Homburg. 1951 Abitur und Beginn des Theologie-Studiums. Nach dem 3. Semester an Kinderlähmung erkrankt. 1955 bis 1958 Beendigung des Studiums (im Rollstuhl). Nach kürzerer Tätigkeit in Wittekindshof (Einrichtung für geistig Behinderte) und Dortmund seit 1962 Pastor in den Orthopädischen Anstalten Volmarstein (Ruhr) und Dozent für Neues Testament und Dogmatik an der Diakonenanstalt Martineum (Volmarstein, dann Witten/Ruhr). Verheiratet, zwei (inzwischen erwachsene) Kin-

der. Ehrendoktor-Würde der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Bochum. Veröffentlichungen: Volmarsteiner Rasiertexte. Notizen eines Rollstuhlfahrers (1986); Boden unter den Füßen hat keiner. Plädoyer für eine solidarische Diakonie (1986); Millimeter-Geschichten. Texte zum Weitermachen (1981); Kraft in leeren Händen. Die Bibel als Kurs-Buch (1983); Hosianna bei Gegenwind. Versuche zu beten (1986); Dem Traum entsagen, mehr als ein Mensch zu sein. Auf dem Wege zu einer diakonischen Kirche (1986) Anschrift: Im Hensberg 4, D-5802 Wetter-Volmarstein.